

Für: jewish.welcome@verkehrsbuero.at, übermittelt 07.08.06

Hubert Feichtlbauer:

Eine lange Wüstenwanderung

In der Dankesrede des Salzburger Historikers Ernst Hanisch nach Verleihung eines Staatspreises für sein Buch „Der lange Schatten des Staates“ im November 1996 entdeckte ich manche Gemeinsamkeit: „durch und durch katholisch erzogen“, hatte er daheim nie ein Wort gegen die Juden gehört, aber „die unbewussten, tiefer eindringenden Bilder“ der prägenden katholischen Erziehung waren doch, dass Jesus und Maria irgendwie Katholiken waren, nicht Juden, wohl aber war der Verräter Judas ein solcher, und vom Holocaust war so gut wie nie die Rede... Ich selbst wuchs, Jahrgang 1932, in einem Grenzmarkt im oberösterreichischen Innviertel auf. Am Sonntag ging man zur Kirche, hinter versperrten Türen und verhangenen Fenstern wurde spätestens ab 1944 die Abendinformation westlicher „Feindsender“ abgehört und der Einzug der Panzerarmee General Pattons 1945 als echte Befreiung, von mir Dreizehnjährigem mehr noch als prickelndes Abenteuer erlebt. Die Signation des US-Schwarzsenders hatte sich mir fürs Leben eingepägt: die ersten vier Hammerschläge der Schicksalssinfonie und die Ansage: „Wir rufen Österreich, das erste von Hitler überfallene Land.“ So wurde die Moskauer Erklärung Gemeingut des Volkes.

Von Juden war auch bei uns daheim kaum je die Rede gewesen, es gab ja auch keine in Reichweite. Von den Verbrechen des eben niedergedrungenen Regimes erfuhren wir 1945 bald und ausgiebig in den neuen Zeitungen, die auch KZ-Erlebnisberichte von Pfarrern und Fotos von unglaublichen Gräueltaten brachten. Keine Spur von Verdrängung, auch kein Verstecken von Tätern! Über die Nürnberger Prozesse gegen Hauptkriegsverbrecher und auch über Volksgerichtshofprozesse in Österreich wurde ausführlich berichtet, und dass Arthur Seyß-Inquart und Ernst Kaltenbrunner aus Österreich stammten, wusste jedes Kind. In den Medien wurde nicht darüber diskutiert, ob auch Österreicher schuldig geworden waren, sondern ob es eine Kollektivschuld gebe (Konsens: nein!), ob Menschen nach Gesetzen mit erst im Nachhinein eingeführten Straftatbeständen verurteilt werden sollten und dass es am besten wäre, „wirkliche Verbrecher“ individuell zu bestrafen, Verführten und Mitläufern aber die Chance eines neuen Anfangs zu geben. Das war für die meisten kein schlitzohriger Reinwaschungsversuch, sondern das, was sich in allen Völkern nach einer solchen Katastrophe abspielt!

Das Thema Juden freilich rückte erst allmählich und langsamer als erforderlich ins Bewusstsein. Erst mit den Jahren nahm die Einzigartigkeit des Holocaust Gestalt an und weckte Entsetzen, Abscheu und eine vage Sehnsucht nach „Wiedergutmachung“, die – wie bei Ernst Janisch – in eine Phase des ziemlich unkritischen Philosemitismus mündete und erst allmählich (ein Ratschlag von jüdischer Seite) in eine Art Normalisierung mündete: Ich sagte wieder „Juden“ statt „jüdische Mitbürger“, nahm an Vorträgen und Diskussionen über die Judenvernichtungsideologie des Nationalsozialismus teil und erinnere mich an eine Veranstaltung in Salzburg, als der Diskutant aus Wien lächelnd meinte: „Schauen Sie mich genau an, die meisten von Ihnen haben heute zum ersten Mal einen echten Juden vor sich.“ Ich verschlang Artikel von Friedrich Heer, Erika Weinzierl und Kurt Schubert, begeisterte mich für die Gründung des Staates Israel im Mai 1948, begann über bisher unreflektiert gelesene Bibelstellen neu nachzudenken („Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich“) und hatte irgendwie das Gefühl, für die um ihre Heimat gebrachten Palästinenser hätten die arabischen Nachbarn zu sorgen.

Der Sechs-Tage-Krieg 1967 war ohne Zweifel ein Akt heroischer Selbstbehauptung des neuen Staates und man lachte über den weit verbreiteten Witz, alte Nazis hätten am Stammtisch die Heldentaten der Soldaten Mosche Dayans gefeiert und auf einen kritischen Einwurf erstaunt erwidert: „Was, die Israelis sind Juden?“ Als ich 1970 beruflich von Salzburg nach Wien wechselte, war unter den ersten Gastgebern das Ehepaar Otto und Gerda Herz, in deren Wohnung, bisweilen in Anwesenheit Otto Schenks, über Judentum und Christentum diskutiert wurde. Der liebenswürdige Kaufmann Otto Herz war 1965 der erste jüdische Vorsitzende des damals geschaffenen Koordinierungsausschusses für christlich-jüdische Zusammenarbeit geworden und wirkte von Anbeginn auch an der ORF-Radioreihe „Ökumenische Morgenfeier“ mit. Natürlich empfing das Klima für interreligiöse Beziehungen entscheidende Impulse vom Zweiten Vatikanischen Konzil, das uns Junge damals hellauf begeisterte (und noch heute stärker inspiriert als manche katholische Amtsträger), aber schon vor Beginn des Konzils 1962 hatte der unvergessene Kardinal Franz König in Wien und ganz Österreich den Boden dafür aufbereitet.

Klare Absage an historische Judenhetze

Heute sollten zumindest zwei Tatsachen bei allen außer Streit stehen und den weiteren Diskurs erleichtern: das Wissen um die Jahrhunderte währende, von einzelnen Papstmahnungen kaum gebremste Hetze kirchlicher Prediger und Religionslehrer gegen die Juden als „Gottesmörder“, „Hostienschänder“, „Ritualmörder“ und geldgierige „Blutsauger“. Und zweitens das Wissen um die Tatsache, dass christliche Kirchen in Österreich und Deutschland nach 1945

mehr als andere Organisationen unternommen haben, um diese Fehlhaltungen aufzuarbeiten und ein neues Verhältnis des Respektes, ja der Heilsverbundenheit zwischen Juden und Christen zu begründen.

Niemals wurde eine christliche Initiative mit dem Begriff „Versöhnung“ verbunden, weil man wusste, dass Versöhnung den Opfern nicht von der schuldig gewordenen Seite angeboten werden kann. Wie man dieses Schuldig-geworden-Sein zu verstehen hatte, hat Kardinal König bei der großen Matinee in der Wiener Staatsoper am 13. März im Bedenkjahr 1988 klargestellt: Es gebe keine Kollektivschuld einer Gruppe oder eines ganzen Volkes, weil Schuld immer etwas zutiefst Persönliches sei. Wohl aber gelte es, eine „Schuldverwobenheit“ der Generationen anzuerkennen, was zur „Solidarität in der Reue“, und zwar nicht nur in schönen Worten, verpflichte. An dieser Solidarität in der Reue habe es auch in den Wiederaufbaujahren vielfach gefehlt. Bei dieser Gelegenheit äußerte der Wiener Erzbischof auch tiefes Bedauern darüber, dass die katholische Kirche unseres Landes seinerzeit zuwenig getan habe, um die Menschen „gegen die Schlagworte der falschen Propheten des Nationalsozialismus zu immunisieren.“ Der lange gepflegte christliche Antisemitismus sei eine „schwärende Wunde am Leib der Kirche“ gewesen und habe viel Unheil über unschuldige Menschen gebracht.

Ähnlich deutlich äußerte sich zum selben Anlass der Innsbrucker Bischof Reinhold Stecher, der sich schon mit seiner beherzten Ausmerzung des „frommen Volksbrauchs“ der Verehrung des angeblichen Ritualmordopfers Anderle von Rinn einen Namen gemacht hatte. Stecher forderte von allen Katholiken ein „hoffentlich heilsames Schamgefühl“ hinsichtlich des historischen christlichen Antijudaismus, der dem Rassenwahn und dem Holocaust emotionale Vorarbeit geleistet habe. Eine indirekte Folge davon war wohl auch die Anschluss-Empfehlung von Kardinal Theodor Innitzer 1938, „die wir damals,“ so Stecher, „als niederschmetternd empfanden,“ auch wenn man heute um den Druck dahinter wisse.

Seither fehlte es nicht an häufigen Wort- und Verhaltensgesten katholischer, evangelischer und orthodoxer Amtsträger in Österreich. Die Kardinäle Hans Hermann Groer und mit demonstrativem Nachdruck auch wieder Christoph Schönborn sind in der Judenfrage ohne Wenn und Aber in die Fußstapfen Kardinal Königs getreten, und über alle Amtsperioden hinweg hat bis zum heutigen Tag der Wiener Weihbischof Helmut Krätzl die Linie neuer christlicher Demut und respektvoller Verneigung vor den Juden vertreten. Im Bedenkjahr 1988 bedauerte er ausdrücklich, dass die Kirche noch immer zuwenig zum „Werkzeug der Versöhnung“ und zu jener Stätte geworden sei, „wo die Menschen einander abseits vom politischen Alltag tatsächlich wie Brüder und Schwestern die Hände reichen.“ Das offene Eingeständnis eigener Schuld sei „der erste und wohl notwendigste Schritt zur Versöhnung.“

Um solche Schritte hat sich in Österreich auch der 1991 konstituierte Arbeitskreis der Katholischen Aktion Österreichs für christlich-jüdische Verständigung bemüht, um den sich vor allem Paul Schulmeister als erster Vorsitzender und die aus dem Judentum stammende Christin Ruth Steiner als guter Geist hinter allen Aktivitäten verdient gemacht haben. In diesem Arbeitskreis, den ich nach Schulmeister einige Jahre lang leiten durfte, war und ist man auch heute darum bemüht, durch Begegnungen, Publikationen (Folder-Reihe „Was Christen vom Judentum wissen sollten“) und Veranstaltungen Gräben zuzuschütten, Missverständnisse aufzuhellen, Informationen zu verbreiten und den vor allem im Koordinierungsausschuss für christlich-jüdische Zusammenarbeit theologisch geführten Religionsdiskurs praxisbezogen zu ergänzen. Arbeitskreismitglieder waren und sind Gäste bei Synagogengottesdiensten; der Oberrabbiner, der Gemeindepräsident, die Leiter jüdischer Institutionen in Österreich und so gut wie alle Botschafter Israels in Wien waren Gäste im Arbeitskreis.

Dialog mit den „älteren Brüdern“

Der Vollständigkeit halber ist auch noch zu erwähnen, dass die vielfältigen Initiativen katholischer Gruppierungen nicht als vielleicht geopolitisch begründbare Sonderaktionen gesehen werden können, sondern im vollen Einklang mit der römischen Kirchenführung seit Papst Johannes XXIII. stehen, der die Mitglieder der ersten im Vatikan empfangenen Delegation von Juden mit dem weltweit akklamierten Gruß „Fürchtet euch nicht, ich bin Josef, euer Bruder“ empfangen hatte. (Über die positive Wirkung dieses fraglos gut gemeinten Wortes habe ich mich immer ein wenig gewundert, war doch der „ägyptische Josef“ von seinen jüdischen Brüdern gefesselt und verkauft und später ihr großmütig verzeihender Retter in Hungersnot geworden – das konnte doch nicht eine moderne Papstrolle sein?) Immerhin hat Johannes der Gütige auch die „treulosen Juden“ aus den Karfreitagsfübitten für immer gestrichen.

Unter Papst Paul VI. wurde dann das (von Kardinal König für das „vielleicht wichtigste“ gehaltene) Konzilsdokument „Nostra Aetate“ über das Verhältnis der katholischen Kirche zu den nichtchristlichen Religionen verabschiedet, wo das „gemeinsame Erbe“ von Juden und Christen hervorgehoben, „alle Hassausbrüche, Verfolgungen und Manifestationen des Antisemitismus“ von christlicher Seite beklagt und „die Juden“ von jeder Schuld an der Kreuzigung Jesu freigesprochen werden: nicht nur die heutigen, sondern auch die vielen Juden seiner Zeit, die nicht zur Herrscherschicht gehörten. Paul VI. reiste 1964 als erster Papst nach Israel, und 1973 absolvierte die israelische Ministerpräsidentin Golda Meir einen Gegenbesuch im Vatikan, in den erst 1982 auch PLO-Chef Jassir Arafat kam.

An der Amtseinführung von Papst Johannes Paul II. 1978 nahm eine offizielle israelische Delegation teil. 1986 besuchte Johannes Paul als erster Papst eine Synagoge und begrüßte die Juden als „ältere Brüder im Glauben“. Mitte 1994 kam es schließlich zur Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen dem Heiligen Stuhl und Israel. 1998 veröffentlichte der Vatikan eine „Reflexion über die Schoah“, den „unauslöschlichen Schandfleck in der Geschichte dieses Jahrhunderts“. In diesem Dokument bekundete die katholische Kirche „ihr tiefes Bedauern für die Versäumnisse ihrer Söhne und Töchter zu jeder Zeit“ (auch Päpste und Bischöfe hatten zu solchen Söhnen gezählt) und beschwor eine „neue Zukunft“ ohne Judenfeindlichkeit im Geist Abrahams, des „gemeinsamen Vaters im Glauben.“ Am Karfreitag 2000 bat Johannes Paul um Vergebung für die Verfehlungen „nicht weniger Christen gegen das Volk des Bundes und der Seligpreisungen“.

Zu allen diesen Reden und Dokumenten gab es jüdische Kommentare unterschiedlicher Art - viel Zustimmung, aber immer wieder auch Einmahnung klärender Ergänzungen. Die Kommentare in christlichen Kreisen verliefen im Übrigen nach sehr ähnlichen Gesichtspunkten. So etwa hatte der österreichische Judaist Kurt Schubert dem Vatikan einen „vielfach deutlicheren“ Entwurf für die Schoah-Erklärung von 1998 geliefert, der konkret den Antijudaismus christlichsozialer österreichischer Politiker des späten 19. und des frühen 20. Jahrhunderts geißelte. Freilich: Wenn der Vatikan immer konkret werden müsste, bliebe kaum ein Land von seinem Tadel verschont... Auch hat das Konkret-Werden seine Tücken. Lange Zeit hat Rom nicht begriffen, dass die Heiligsprechung der zum Christentum konvertierten Karmeliternonne Edith Stein nach dem Beispiel der „Bekehrung“ des Juden Jesus von Nazaret zum Christen von den Juden nicht als freundliche Geste gewertet werden konnte. Viele jüdische Organisationen argumentierten, die NS-Herrscher hätten Edith Stein nicht als Christin, sondern als Jüdin umgebracht, und witterten den Versuch einer „Christianisierung des Holocaust“. Rabbi Hugo Gryn warf die Frage auf: „Wie kannst du behaupten, du liebtest mich, wenn du nicht weißt, wo mein Schmerz ist?“ Daraus folgerte die katholische britische Wochenzeitung The Tablet: „Wir müssen zurück zu Feld eins und von neuem beginnen.“

Der Dialog hat auch ein wenig müde gemacht

Viele Christen haben im christlich-jüdischen Dialog immer wieder etwas dazu gelernt und sich dazu durchgerungen, wieder von vorne zu beginnen. Es wäre ungerecht, nicht zuzugeben, dass sich da und dort auch ein wenig Ermüdung breit gemacht hat: Wird unser Bemühen von jüdischer Seite überhaupt goutiert oder auch nur wahrgenommen? Sind es letztlich nicht immer nur wenige Vertreter des Judentums, die sich an diesem Dialog theologisch und mit brennendem Herzen beteiligen – wie über Jahre das Ehepaar Pinchas und Ruth Lapidé? Ist der immer freundlich-kooperative Oberrabbiner Chaim Eisenberg

nicht auch von jüdischer Seite manchmal unter Druck geraten, ja nicht zu nachgiebig gegenüber christlichen Gesprächspartnern zu sein? Ist nicht auch der persönlich starke Auftritt von Papst Benedikt XVI. in Auschwitz 2006 unter Beschuss geraten, weil er sich nicht wieder und noch einmal für das Fehlverhalten von Christen in der Vergangenheit entschuldigt hat? Bekommen nicht Christen besonders von weniger religiös als kulturell im Judentum verankerten Zeitgenossen immer wieder zu hören, dass all ihr Bemühen ohnehin vergeblich sei, weil der Antisemitismus eigentlich nicht schwinde, sondern eher wieder wachse? Schließlich ist auch in der Sicht katholischer Dialogteilnehmer ihr Engagement in den eigenen Reihen vielfach unbemerkt geblieben.

Im Bedenkjahr 1988 registrierte die Historikerin Heidemarie Uhl eine „kaum überbietbare Fülle der Veranstaltungen – Ausstellungen und Symposien, Vorträge und Diskussionen, Theateraufführungen, audiovisuelle Medienbeiträge, ganz zu schweigen von der Artikelflut in den Printmedien“, in deren Verlauf es doch zu einer besseren Kenntnisnahme der historischen Wahrheit gekommen sei. Dazu muss man in Erinnerung rufen, dass der „Fall Waldheim“ Hauptauslöser für alle diese Debatten gewesen war. Heute besteht wohl Konsens darüber, dass Kurt Waldheim nie ein Nazi und schon gar nicht ein Kriegsverbrecher gewesen ist. Aber in der unglücklichen Art der Selbstverteidigung wurde eine verbreitete Eigenschaft des Volkscharakters freigelegt, die sich sehr wohl für facettenreiche Diskussionen eignete: „Ich habe nichts gesehen. Ich habe nichts gehört. Ich habe nichts gewusst. Ich habe nur meine Pflicht getan...“ Dass alle ohnehin immer nur darüber hätten reden wollen, stimmt natürlich nicht. Sehr wohl wurde von vielen ursprünglich intensiv nach der „rauchenden Pistole“ gesucht, um den „SS-Schlächter“ (New York Post) zu überführen. (Man lese nur in Eli Rosenbaums Buch „Betrayal“ nach.) Ein kurzes Wort der Entschuldigung im Nachhinein hätte manche Radikalankläger geehrt. Es kam keins. Aber für das Lostreten der Diskurslawine über den Umgang der Österreicher mit der jüngsten Vergangenheit konnte man dem „Fall Waldheim“ nicht genug dankbar sein.

Freilich bergen alle diese Debatten auch das Risiko, dass scharfe Worte unfeine Repliken provozieren können. So gesehen, muss man froh sein, dass die Wortschlachten um Waldheim keine gröberen jüdenfeindlichen Biertischreaktionen an die Oberfläche gespült haben. Wo sich einzelne Politiker im Ton vergriffen, wurden sie postwendend öffentlich zurecht gewiesen. Vielleicht ist dies das deutlichste Indiz dafür, dass die Selbstbesinnung eines Volkes nicht vergeblich war. Gegen die Wiederkehr schmutziger Urlaute erhebt sich stets ein öffentlicher Proteststurm. Antisemitismus ist noch immer nicht verschwunden; Jahrhunderte hindurch gepflegte Vorurteile sind nicht mit Leitartikeln und Symposien auszurotten. Aber Antisemitismus ist, so meine feste Überzeugung, nicht mehr hoffähig im heutigen Österreich.

Das zeigte sich auch in den vielen öffentlichen Debattenbeiträgen im Zusammenhang mit der letzten Restitutionsrunde, die die österreichische Regierung mit dem Washingtoner Abkommen vom 17. Jänner 2001 abrundete. Der Übergang im Verhandlungston von IKG-Präsident Paul Grosz zu Ariel Muzicant war gewöhnungsbedürftig. Die unverblümt fordernde Sprache Muzicants ließ neue Befürchtungen hinsichtlich ungestümer Reaktionen aufkommen. Sie unterblieben, Bundesregierung und Landesregierungen besserten den Washingtoner Pakt nach und Muzicant konnte einen Erfolg einfahren, der nicht nur für seine Gemeinde, sondern für ganz Österreich gut und angemessen war.

Diese Argumentation will nicht missverstanden werden. Das Ausbleiben antisemitischer Entgleisungen ist selbstverständlich noch keine ausreichende Vergangenheitsbewältigung. Überhaupt ist „Bewältigung“ ein ebenso anmaßender Ausdruck wie „Wiedergutmachung“. Das den Juden angetane Unrecht ist nicht wieder gut zu machen. Schuldverstrickungen der Vergangenheit müssen mühsam aufgearbeitet werden – bewältigen lassen sie sich im Nachhinein nicht mehr. Antisemitismus ist eine Pathologie der Seele, ein irrationales Krankheitsbild, das mit rationalen Argumenten schwer heilbar ist. Aber es muss alles getan werden, damit diese Krankheit isoliert wird, keine Nährstoffe und keinen Prestigewert zugeführt bekommt. Hier hat leider die schlimme Entwicklung in der Palästinenserfrage in den letzten Jahren eine nicht zu übersehende Rolle gespielt. Der Krieg mit der Hisbollah in Libanon hat die Komplexität des Generalthemas Sicherheit für Israel wieder bewusst gemacht, an der Möglichkeit sehr unterschiedlicher Bewertungen der verfolgten Strategien aber nichts geändert.

Kritik an Israel nicht per se antisemitisch

Ich habe in Diskussionen mit Juden in Österreich immer wieder die Frage gestellt: Ist Kritik an der Politik Israels per se antisemitisch? Die Antwort lautete selbstverständlich immer: Nein! Ebenso selbstverständlich muss man einräumen, dass nicht wenige Antijuden ihre Gesinnung hinter „Antizionismus“ verstecken und dass anhaltende Kritik an Israel auch dem latenten Antisemitismus Nahrung zuführt. Deshalb verwundert es nicht, dass heute in der ganzen Welt ein Anschwellen antisemitischer Stimmungen festzustellen ist. Der Harvard-Politologe Daniel Goldhagen (Autor von „Hitlers willige Vollstrecker“ und „Die katholische Kirche und der Holocaust“) ist mittlerweile zu dem Schluss gekommen, dass der neue, der „globale Antisemitismus“ sich von seinen früheren christlichen und pseudowissenschaftlichen Rassismusquellen abgelöst und rechte wie linke Kräfte unter „nur oberflächlicher Bemäntelung als Antizionismus“ gegen Israel und die USA mobilisiert habe.

Nun hat zwar auch Bundespräsident Thomas Klestil zum 100. Geburtstag von Theodor Herzl darauf hingewiesen, „dass sich der Antisemitismus heute oft als Antizionismus tarnt.“ Aber der nun von Goldhagen versuchte Umkehrschluss, aller Antizionismus oder, noch deutlicher, jede Kritik an der Politik Israels sei getarnter Antisemitismus, widerspricht aller Erfahrung und Logik. „Wenn der Vorwurf des Antisemitismus gebraucht wird, um Israel um jeden Preis zu verteidigen, dann verliert der Vorwurf an Gewicht,“ befand auch die US-Moralphilosophin Judith Butler. Dass die Israel-Begeisterung großer Bevölkerungsmehrheiten seit der Staatsgründung und den ersten Behauptungskriegen immer mehr abgenommen und sich schließlich zunehmend in Israel-Kritik verwandelt hat, ist nicht auf eine antijüdische Verschwörung zurückzuführen. Vielmehr ist der Eindruck immer stärker geworden, dass Israel ehrlich einen Waffenstillstand mit den bewaffneten arabischen Nachbarstaaten, nicht aber mit den militärisch schwachen Palästinensern gesucht hat. Die Gründung eines eigenen Staates aber war diesen in der UN-Entscheidung von 1947 ebenso bindend wie die Gründung des Staates Israel zugesagt worden.

Israel hat UN-Resolutionen, die einen Rückzug aus eroberten Gebieten forderten, immer wieder abgelehnt und eine völkerrechtswidrige Siedlungspolitik im Westjordanland (West Bank) betrieben. Die schrittweise Zuerkennung einer begrenzten Autonomie an die Palästinenser ab 1993 hat das angestrebte Endziel so lange unerreichbar gemacht, als Israel eine Fortführung des Prozesses vom totalen Verzicht auf weitere Attentate abhängig machte und damit jedem einzelnen Terroristen die Macht verlieh, den Friedensprozess beliebig oft zu stoppen. Die Al Fatah hat man so lange anrennen lassen, bis eine Bevölkerungsmehrheit die radikale Masche ans Ruder brachte. Wirklich eine Überraschung? Kann sich Großmut nicht vor allem der Stärkere leisten?

Seit vielen Jahren nun fließt Blut ohne Ende. Israel besteht mit Recht auf Schutz für seine Bewohner innerhalb gesicherter Grenzen; die Palästinenser glauben, sie hätten nichts mehr zu verlieren und müssten ihr Elend auch mit Gewalt zu erreichen versuchen. Niemand weiß mehr, wer wann und wo mit der Eskalation des Unrechts begonnen hat. Die zum Himmel schreiende Sünde der Anstiftung von Kindern zu Selbstmordattentaten und die Unverhältnismäßigkeit vieler Vergeltungsstrategien, barbarische Terroranschläge auf Frauen und Kinder, aber auch „gezielte Tötungen“ ohne Rücksicht auf zivile Opfer - wie soll von all dem ein dauerhafter Frieden kommen? Israel verweigerte in von ihm beanspruchten Gebieten Jahrzehnten lang wie kein zweites Land der Erde Frieden schaffende und sichernde Maßnahmen durch einen Militäreinsatz der Vereinten Nationen, denen es seine Gründung verdankt. In dieser Situation könnte ein einziger Staat den gordischen Knoten durchtrennen: die Supermacht USA. 1977/78 hat Jimmy Carter den Mut gehabt, eine Verhandlungslösung Israel/Ägypten zu erzwingen, die beiden Seiten Gesicht wahren half. Seither hat

kein US-Präsident mehr Phantasie, Courage und Geduld für einen solchen Kraftakt aufgebracht.

Das jahrelange Abseitsstehen der heutigen US-Regierung hat den Zorn arabischer und anderer islamischer Massen auf Israel verschärft und auch auf die USA gelenkt. Natürlich wird dieser Zorn auch von rechtem Antisemitismus und von linkem Antiamerikanismus gespeist. Aber bitte, liebe jüdische Freunde von links und rechts, glaubt endlich einmal, dass der Unmut auch in vielen Idealisten wächst, die weder Juden noch Palästinenser leiden oder sterben sehen möchten, die auf dem Gebiet des ehemaligen britischen Mandatsgebietes Palästina zwei Staaten mit sicheren Grenzen und einer zufriedenen Bevölkerung erleben wollen, die in der Befriedung des Landes den wirksamsten Beitrag zur Bekämpfung von Terroristen und in einer Rückkehr zu Menschen- und Völkerrecht in dieser Region den besten Beitrag zum Weltfrieden erblicken.

Als gläubiger katholischer Christ will ich niemals mehr vergessen, dass wir den selben Gott verehren, der den Menschen als sein Abbild geschaffen, also mit unverlierbarer Würde ausgestattet und mit dem Volk Israel einen von ihm nie gekündigten Bund geschlossen hat, wie auch Paulus im Römerbrief (11,29) bekennt. „Alles, was ihr wollt, dass die Menschen euch tun, das tut auch ihnen“: Das ist laut Matthäus (7,12) unser aller Gesetz. Wir wissen heute jenseits aller Zweifel, dass Nächstenliebe auch ein zentrales Gebot der Hebräischen Bibel und kein exklusives christliches Prunkstück ist. Wir beten und feiern Feste gemeinsamen Ursprungs mit viel Hallelujah und Amen.

Gemeinsame Geschichte hat uns tausendfach bereichert und abgründig beschämt. Die unheilvolle „Zergerung“ von Christen und Juden (Martin Buber) hat nur Leid, nicht Klarheit geschaffen. Die Begegnung in respektvoller Anerkennung gemeinsamer Wurzeln, aber auch des Andersseins der Anderen verlangt Mut und Kraft. Aber wann sonst als nach der Unsäglichkeit der Schoah wäre im Sinne Kohelets die Stunde eines Neubeginns gekommen? Keine Kassam-Rakete und kein Merkava-Panzer dürfen uns an diesem Unterfangen irre machen. Der Prophet Ezechiel (18,20) sei unser Fürsprecher, wenn es um die Abwehr von Pauschalurteilen geht: „Ein Sohn soll nicht die Schuld seines Vaters tragen und ein Vater nicht die Schuld seines Sohnes. Gerechtigkeit kommt nur dem Gerechten zugute und Schuld lastet nur auf dem Schuldigen.“

Die Verheißung lebt: „Die Gerechten werden das Land besitzen und darin wohnen für alle Zeiten“ (Ps. 37, 11 und 29). Weder die Wüstenwanderung der Juden noch die der Christen ist an ihrem Ende angekommen. Zu wissen, dass uns beide Hitze, Dürre und Durst bedrohen, Oasen und sprudelnde Quellen aber immer wieder belohnen, motiviert.

(Ende)